

STEFAN BOLLMANN

Herbert Anton oder Die Leichtigkeit

Als mich die Nachricht von Herbert Antons Tod erreichte, stand mir plötzlich, wie durch einen Blitz erleuchtet, wieder eine ganze Zeit meines Lebens hell vor Augen: die sieben Jahre zwischen 1978 und 1985, als ich in Düsseldorf bei ihm und seinen Assistenten Germanistik und Literaturwissenschaft studiert und über Thomas Mann promoviert habe. Obwohl mich meine Wege regelmäßig zurück nach Düsseldorf führen, wo noch meine Mutter, inzwischen 91 Jahre alt, lebt, denke ich gar nicht so häufig an diese Zeit zurück. Es ist halt schon eine kleine Ewigkeit her. Und: Ich habe mich seit längerer Zeit in München eingelebt, fühle mich dort zwischen Englischem Garten, Seidl Villa und Luitpoldberg zu Hause. In einem Quartier, in dem zahlreiche Gedenktafeln an die Literaten und Künstler erinnern, die einst hier Wohnung bezogen hatten und die Welt verändern wollten, zumindest aber die Literatur und die Kunst verändert haben: Frank Wedekind und Franziska zu Reventlow, Gabriele Münter und Wassilij Kandinsky, Marianne Werefkin und Alexej Jawlensky, Rainer Maria Rilke und Stefan George, Thomas Mann und Sophia Goudstikker. Dort arbeite ich als Lektor und Autor, dort wohne ich seit nun 20 Jahren zusammen mit meiner Frau an derselben Schwabinger Adresse und dort leben auch zwei meiner drei Söhne.

Dennoch, und das wurde mir in diesem Moment bewusst, war diese Zeit sehr prägend. Wie sollte es auch anders sein, mag man einwerfen: Formt sich in der verlängerten Adoleszenz, den Studienjahren zwischen 20 und 30, doch der Geist des Einzelnen und bildet sich auch der dazugehörige Lebensstil heraus. Doch es war mehr: Ich hatte das keineswegs selbstverständliche Glück, in Herbert Anton einem Menschen und Professor, einem Mann des Geistes und einem Künstler des Vortrags zu begegnen, der seine Schülerinnen und Schüler auf eine Reise mitnahm, die in den seltensten Fällen mit dem Ablegen des Examens zu Ende war: Der Reiseführer war danach zwar in der Regel nicht mehr anwesend, aber er blieb gegenwärtig: durch seine unnachahmliche Art, über Literatur und Leben zu sprechen und die Literatur mit Lebensbedeutsamkeit aufzuladen.

Was war es eigentlich, habe ich mich in diesem Moment gefragt, da mich die Todesnachricht erreichte, was war es, das Herbert Anton für viele seiner Schülerinnen und Schüler so prägend gemacht hat, was ist mir von ihm geblieben? Häufig blickt man in solchen Fällen, zumal wenn der Lebensreiseführer ein Forscher und Professor ist, auf seine Schriften: auf die Bücher und Aufsätze, die er hinterlassen hat und von denen es heißt, dass sie bleiben: *verba volant, scripta manent*. Das ist bei Herbert Anton – und ich hoffe, er verzeiht mir mein freimütiges Urteil – vergebene Liebesmüh. In seinen wenigen schmalen Büchern und kurzen Aufsätzen findet man ihn nicht wieder, jedenfalls nicht das, was an seiner Persönlichkeit diesen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hat. Herbert Anton konnte nicht schreiben, jedenfalls nicht geradeheraus und befreit, und ich stelle mir vor, dass er darunter sehr gelitten hat. Liest man seine Texte, hört man nicht seine Stimme, wie das etwa exemplarisch in den Schriften von Martin Walser, Thomas Mann und etwa auch Thomas Kling der Fall ist, dem viel zu früh verstorbenen Düsseldorfer Lyriker, der auch bei ihm studiert hat. Was man allenfalls hört, sind die Stimmen der anderen: Antons Texte hangeln sich von Zitat zu Zitat; das, was er selbst beizusteuern hat, sind Ideen und bestenfalls Überleitungen, die diese Ideen in der Art eines

Conférenciers ankündigen. Ansonsten sind seine Texte mehr Collagen der Sätze anderer als eine Durch- und Ausführung eigener Gedanken, wie sie diesem Gelehrten angestanden hätten.

Allerdings: Was für Zitate! „Ich suche nicht, ich finde“, soll Picasso gesagt haben. Herbert Anton war ein Finde-König, der unumschränkte Herrscher in seinem Lektürereich, das sich von Goethe bis Thomas Mann erstreckte und in dem auch Lessing, Büchner, Gottfried Keller und sogar Hermann Hesse herausragende Rollen spielten (einer wie Kafka eher nicht, Anton hatte zwar nichts gegen „problematische Naturen“, wie Goethe solche Menschen genannt hat, aber problematische Literatur war nicht so sein Fall). Jede seiner berühmten Freitagsvorlesungen, zu denen neben zahlreichen Studierenden keineswegs nur der Germanistik auch Zuhörende aus der ganzen Stadt den weiten Weg zum Düsseldorfer Campus auf sich nahmen, war eine „Hochzeit der Philologie und Philosophie zur Konstitution der Wahrheit“ – um es mit einem von ihm geliebten Zitat zu sagen, in diesem Fall des romantischen Literaturkritikers Friedrich Schlegel, dessen freizügigen Roman *Lucinde* er sehr schätzte.

Wie gelang es ihm, stets das treffende Zitat, die passende Formulierung zu finden? Er selbst neigte in dieser – und nicht nur in dieser – Hinsicht zur Selbstmythisierung. Das Lese-Orakel war eine seiner Lieblingsdenkmodelle: Mit einer Messerklinge – oder einem anderen spitzen Gegenstand – in den Kopfschnitt eines zugeklappten Buches stechen und es dann dort aufschlagen, wo das Messer steckengeblieben ist. Der Satz, auf den die Spitze der Messerklinge zeigte, enthielt dann die Antwort auf die gestellte Frage. Meiner unmaßgeblichen Vermutung nach funktionierte dieses in der Tat bereits von Augustinus und anderen erprobte und bis ins 19. Jahrhundert verbreitete Verfahren nur auf der Grundlage enormer Belesenheit. In Wirklichkeit war der Finde-König Herbert Anton nicht nur ein ungeheuer belesener Mensch, sondern auch ein sehr fleißiger und beharrlicher Leser. Er, der so tat, als bräuchte man die Bücher nur aufzuschlagen und die Ideen flögen einem förmlich entgegen, hatte das ganze Zeug in der Tat studiert und nicht nur einmal gelesen, sondern immer wieder, stets in neuen, möglichst preiswerten Ausgaben, zumeist denen mit dem gelben Einband. So jedenfalls die Beobachtung der aufmerksameren seiner Zuhörerinnen und Zuhörer. Und nicht wenige ließen sich von dieser freitäglich verströmten Lust am Text auch anstecken: Kaum war die Vorlesung zu Ende, waren die Regale mit dem betreffenden Werk in der Lehrbuchsammlung und auch in der Campus-Buchhandlung leergeräumt.

Verba volant: Herbert Anton hat durch seine Vorlesungen, nicht durch seine Schriften gewirkt. Sein Vortragsstil, seine Art, den Wörtern das Fliegen zu lehren, war assoziativ, die Abschweifung sein Verfahren. Doch er kehrte immer wieder zurück zu dem zentralen Gedanken, um den es ihm ging und der in dem Zitat seinen angemessenen Ausdruck gefunden hatte. Nicht umsonst war der „rote Faden“ eine seiner Lieblingsmetaphern, und auch diese fand er, wie so vieles, bei Goethe, der in seinen Vorträgen mühelos von einem angestaubten Klassiker zu einem vor Geist sprühenden Zeitgenossen und Ideengeber wurde. „Wiederholte Spiegelung“, auch das eine Goethe-Prägung, nannte er diese Vorgehensweise, vom Hölzchen aufs Stöckchen zu kommen und dabei den Gedanken, um den es ihm ging, in zahlreichen Facetten vor den Zuhörenden aufzublättern. Die Art, wie er das tat, verströmte eine große Leichtigkeit. Wer ihn näher kannte, ahnte wohl, dass diese Leichtigkeit der Schwere des Lebens abgerungen war, aber gerade deswegen ging ein großer Zauber von ihr aus. Durch Herbert Anton habe ich Leichtigkeit als Lebenselixier und Denkform entdeckt, als eine Seinsweise, die mir existenziell wie intellektuell gemäß war. Fiel mir das zu oder habe ich es bewusst gewählt?, frage ich mich heute. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte, aber die Wahrheit ist auch, dass mir diese Art der Leichtigkeit, die sich im Denken herstellen lässt, ohne ihn wohl verschlossen geblieben wäre. Noch meine Dissertation war wie ein Löschblatt vollgesogen von der Schwere der Theorie von Heidegger bis Adorno, von den Gedanken und Formulierungen anderer. Erst mit der Zeit hat sich das aufgelöst, in einem langen Prozess: Als ich entdeckte, dass die Leichtigkeit, die Herbert Anton als Lehrender in seinen Vorträgen ausstrahlte, die mir gemäß Form als Schriftsteller war, dass sie sich beim Schreiben herstellen ließ, dank der sprachlichen Fähigkeiten, die ich mir im Laufe der Zeit aneignen konnte. Das Wesentliche lässt sich auch zwischen den Zeilen

sagen, und oberflächlich kann man auch aus Tiefe sein. Dahinter steckt der Gedanke, dass Leichtigkeit kein Defekt, sondern ein Wert ist, dass es vielleicht weniger darum geht, dem Leben Gewicht zu verleihen als Belastung von ihm wegzunehmen. Recht und Zauber der Leichtigkeit sind mir jedenfalls mehr als alles andere von Herbert Anton geblieben, zusammen mit dem Bewusstsein von dem dunklen Hintergrund, vor dem ihr Leuchten erst wahrnehmbar wird.

Lust am Text, Findkunst, Fleiß und Beharrlichkeit, der rote Faden, die Leichtigkeit: Alle diese Erfahrungen mit Herbert Anton habe ich ins Schreiben und irgendwie auch ins Leben mitgenommen. Mein Doktorvater war wirklich eine prägende Figur für mich, auch wenn unser Kontakt dann abgebrochen ist. Dafür möchte ich hier und heute Danke sagen. Danke, lieber Herbert Anton., für diese Geschenke, die in diesem Fall doch einen Schenkenden hatten¹ – meinen Lehrer Herbert Anton.

STEFAN BOLLMANN

¹ Dass das Leben ein „Geschenk ohne Schenkenden“ sei, war einer der Lieblingsgedanken Antons und hat sich mir unvergesslich eingeprägt.